

Ein Land von Hirten und Sennen? : inneralpine Wirtschaftsformen im 17. und 18. Jahrhundert am Beispiel des Unterengadins

Autor(en): **Mathieu, Jon**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
= Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale**

Band (Jahr): **4 (1985)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-6567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EIN LAND VON HIRTEN UND SENNEN?

INNERALPINE WIRTSCHAFTSFORMEN IM 17. UND 18. JAHRHUNDERT

AM BEISPIEL DES UNTERENGADINS¹

JON MATHIEU

Die Alpen gehören seit langem zu den Lieblingsthemen schweizerischer Geschichtsschreibung. Trotz einer mittlerweile imposanten Literatur weiss man jedoch recht wenig über die ökonomischen Verhältnisse, welche den frühneuzeitlichen Gesellschaften im Gebirge ihr Gepräge gaben. Die neueren Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte bezeichnen die Alpen häufig als "*Hirtenland*" (mit marktorientierter Viehzucht) und stellen sie auf diese

1) Ueberarbeitete Fassung eines am 30. November 1984 vor der Schweizerischen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte gehaltenen Vortrags. Für die Ausführungen zum Unterengadin verweise ich in allgemeiner Form auf meine zwei unpublizierten Arbeiten: Eine Region am Rand: das Unterengadin 1650-1800. Studien zur Oekonomie. Lizentiatsarbeit an der Universität Bern, 1980; und Eine Region am Rand: das Unterengadin 1650-1800. Studien zur Gesellschaft. Dissertation an der Universität Bern, 1983. Demnächst werden sie in gekürzter Buchform greifbar sein. Eine Zusammenfassung findet sich im Bündner Monatsblatt, 1984, S. 37-58, unter dem Titel: Zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Unterengadins von 1650 bis 1800.

Weise dem mittelländischen "Kornland" gegenüber². Nun kann aber jeder interessierte Besucher der inneralpiner Täler - und erst recht jeder Bewohner - von Beobachtungen berichten, welche sich nicht in dieses Forschungsparadigma einreihen lassen: da sind ganze Berghänge rund um die Dörfer terrassiert, an den Wasserläufen findet man verfallene (oder wieder instand gestellte) Mühlen, wer Glück hat, stösst sogar noch auf eine Kornhiste. Solche Spuren eines ausgedehnten Getreidebaus wurden von den im alpinen Terrain gewöhnlich besser "bewanderten" Volkskundlern schon vor geraumer Zeit in ihre Theorie einbezogen. So hat Richard Weiss mit verschiedenen Arbeiten darauf hingewiesen, dass es neben dem vor- und nordalpinen Hirtenland bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein eine *inneralpine Autarkiezone* gegeben habe, charakterisiert durch die Kombination von Viehwirtschaft und Ackerbau im Rahmen einer familiären Selbstversorgung³.

Im vorliegenden Beitrag möchte ich zeigen, dass dieser von den Historikern zu wenig beachtete Ansatz für die Erforschung der alpinen Wirtschaftsgeschichte wichtige Impulse vermitteln kann. Zu diesem Zweck werde ich zunächst die Grundzüge des Landwirtschaftssystems im alten Unterengadin (Graubünden) beschreiben und dann im letzten Abschnitt die Frage nach der geografischen Verbreitung des selbstversorgerischen Wirtschaftstyps stellen (nicht beantworten).

2) Vgl. z.B. Hanspeter RUESCH, Die Demographie der Alpen zwischen 1650 und 1850. Bericht über den heutigen Wissensstand und Fragen an die künftige Forschung. In: Geschichte der Alpen in neuer Sicht. Sonderausgabe der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte, Vol. 29, 1979, S. 159; Christian PFISTER, Changes in Stability and Carrying Capacity of Lowland and Highland Agro-Systems in Switzerland in the Historical Past. In: Mountain Research and Development, Vol. 3, N° 3, 1983, S. 292 ff.; Jean-François BERGIER, Die Wirtschaftsgeschichte der Schweiz. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Zürich und Köln 1983, S. 88 ff., 97 f.. François de CAPITANI erwähnt in seinem Beitrag zur Geschichte der Schweiz - und der Schweizer, Band II, Basel und Frankfurt am Main 1983, S. 103, eine inneralpine Autarkiezone, ohne näher auf sie einzugehen.

3) Richard WEISS, Volkskunde der Schweiz. Erlenbach-Zürich 1978 (erste Auflage 1946), S. 105, 109 f.; Häuser und Landschaften der Schweiz, Zürich-Erlenbach 1973 (erste Auflage 1959), S. 222 ff., 323 ff..

1. Ackerbau und Viehzucht: Probleme der Gewichtung

Das *Unteringadin*, welches oberhalb Zernez beginnt und 50 km weiter unten bei Martina an der tirolischen Grenze endet, umfasste zur Zeit des Ancien Régime elf bündnerische Gemeinden und die österreichische Enklave Tarasp. Das Siedlungsbild war geprägt von eng zusammengebauten, teilweise sehr grossen Dörfern, situiert auf einer Meereshöhe von 1050 bis 1650 m. Die regionale Bevölkerung lässt sich für das beginnende 18. Jahrhundert mit etwa 7300 beziffern, ging aber in der Folge deutlich zurück. Als die "ökonomischen Patrioten" kurz vor 1800 ihre ersten Erhebungen durchführten, zählten sie noch 5700 Seelen.

Einer dieser Ökonomen, der Pfarrer Luzius Pol, verfasste damals eine detaillierte Beschreibung der Gegend, welche mit dem bezeichnenden Satz beginnt: "*Akerbau und Viehzucht sind die zwei wahren Nahrungszweige dieses Thals.*" Offenbar konnte er nicht entscheiden, welcher Wirtschaftszweig von grösserer Bedeutung sei. Mit dieser Unentschlossenheit befand sich Pol in guter Gesellschaft: bereits um 1570 wies der bekannte Chronist Durich Chiampell auf den ausgedehnten Getreidebau hin, der hier neben der viehwirtschaftlichen Produktion betrieben werde; und als der bernische Forstinspektor Karl Kasthofer im Sommer 1822 durch das Unteringadin reiste, beobachtete er noch immer ähnliche Verhältnisse. Auch dem heutigen Historiker fällt es schwer, zwischen den beiden Sektoren eine Rangordnung zu erstellen.

So kann man zum Beispiel die Bodenparzellen zählen, die in den *kommunalen Güterlisten* des 17. und 18. Jahrhunderts festgehalten sind. Im Dorf Ftan gab es anno 1715 rund 1600 Äcker und 2400 Wiesen, d.h. auf jeden Acker kamen etwa anderthalb Wiesen. Ein ähnliches Verhältnis lässt sich für mehrere Gemeinden zu verschiedenen Zeitpunkten errechnen. Aber was bedeutet es? Die minder zahlreichen Getreideparzellen wurden ja wesentlich intensiver genutzt als das grösstenteils nicht gedüngte Wiesland. Wenn wir die Güterlisten nach der in Bündner Gulden vorgenommenen Geldeinschätzung auswerten, stehen wir vor einer ähnlichen Situation. Die Heugüter von Ftan machten zwar 58 % des Werts der Gesamtflur aus, aber die Ackerfläche lag zentraler als die manchmal weit abgelegenen Bergwiesen, was ihren Wert im volkstümlichen Empfinden vielleicht um mehr als 8 % steigerte.

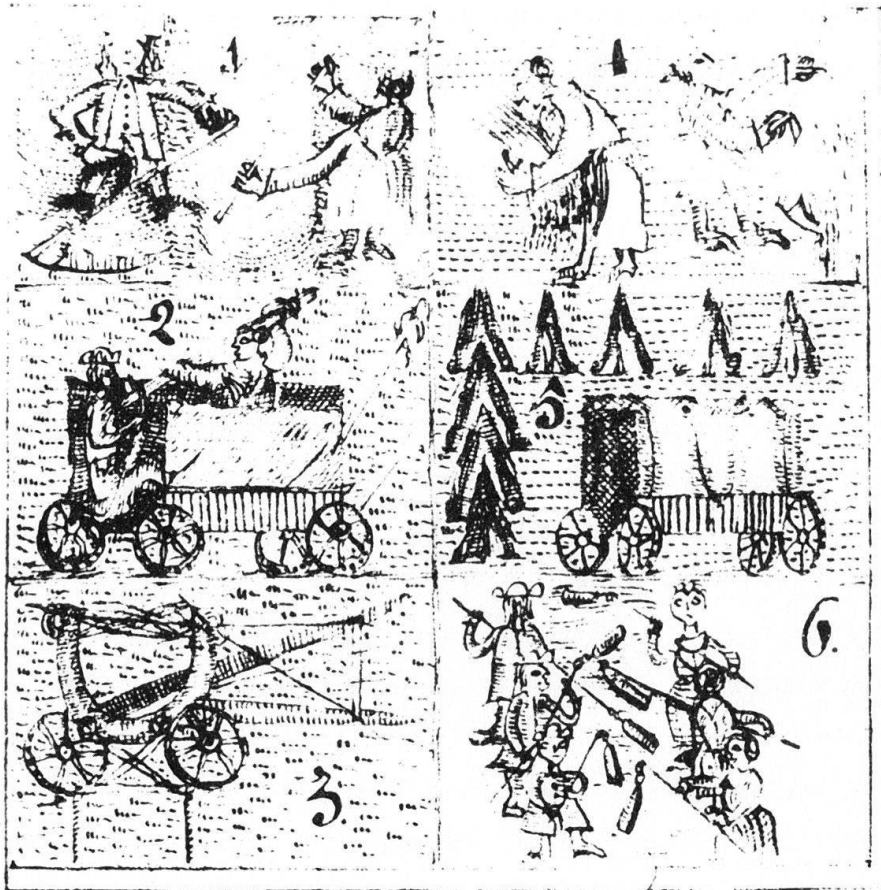
Das bäuerliche Bewusstsein wurde zweifelsohne vor allem durch die *Arbeit* beeinflusst. Kann man auf dieser Ebene einen Unterschied ausmachen? Der Getreidebau beinhaltete, grob zusammengefasst, folgende ausserhäuslichen Tätigkeiten: Instandstellung der Ackerterrassen - Düngen - Pflügen / Säen / Eggen - Jäten - Ernteeinbringen - Dreschen - Mahlen. Der viehwirtschaftliche Arbeitskalender umfasste das Bewässern der Wiesen, die Heuernte, das Füttern und Melken. Diese Aktivitäten flossen ineinander über und wurden teilweise simultan verrichtet. Die viehwirtschaftlichen Arbeiten scheinen übers Jahr gesehen kontinuierlicher, diejenigen im Ackerbau hingegen aufwendiger gewesen zu sein. (Auf einer Zeichnung von 1774 wurden die Erntearbeiten in den "zwei wahren Nahrungsweigen" genau symmetrisch dargestellt, vgl. Abbildung 1).

Ein wichtiges Kriterium zur Beurteilung der Wirtschaftssektoren ist natürlich der *Konsum*. In einer reformerisch gesinnten Zeitschrift wurde 1808 der Versuch gemacht, eine Unterengadiner Haushaltung "mittleren Standes" - wie es heisst - statistisch zu durchleuchten. Danach bezog eine Bauernfamilie von ihren Äckern ungefähr 1260 kg Korn; aus dem Stall kam das Fleisch, nämlich ein Stück Grossvieh, zwei Stück Kleinvieh, ein Schwein; daneben steuerte die Alpwirtschaft gut 200 kg Butter, Käse und Zieger bei. Schliesslich muss noch der Milchverbrauch genannt werden, der schon nur von den Ziegen sicher auf 1200 l zu stehen kam. So fürstlich lebten die Durchschnittsbauern natürlich nicht! Wenn man diese Angaben mit den Besitzlisten vergleicht, entpuppt sich die Musterfamilie bald einmal als ein Haushalt "gehobenen Standes". Aber auch unter realistischen Randannahmen zeigt sich die Bedeutung des Getreidekonsums: dieser lag mit einem Durchschnittswert von vielleicht 370 gr pro Tag und Person wesentlich höher als im Hirtenland der Innerschweiz⁴. Ein Blick auf die überlieferten Speisezettel des 18. Jahrhunderts vermag diese etwas faden statistischen Werte nur zu bestätigen.

4) Vgl. dazu Jürg BIELMANN, Die Lebensverhältnisse im Urnerland während des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Basel und Stuttgart 1972, S. 179.

Abbildung 1: Erntearbeiten im Unterengadin

(Zeichnung von Martin P. Schmid, Ftan 1774)



Die Heuernte:

1. Mähen und Ausbreiten
2. Laden
3. Heuschleife für den Transport von den Bergwiesen

Die Getreideernte:

4. Mähen und Heben von Wintergetreide
5. Garbenhaufen und Getreidewagen
6. Dreschen

(Quelle: Chiantun verd in chronographia rhetica illustrada. Fundaziun Planta, Samedan, Al 1, S. 30)

Von den Flurverhältnissen, von der Arbeit und vom Konsum her zeichnet sich also keine klare Dominanz eines Wirtschaftssektors ab. Auch die alten Unterengadiner wussten offenbar nicht, woran sie den Wohlstand eines Bauernhofs messen sollten. In einer Familienchronik findet man zum Beispiel folgende prahlerische Notiz eines Zeitgenossen (im Original romanisch): "*die genannte Frau Tante Uorschla aus Sent, Cousine meiner Grossmutter Nuota, war die Reichste in Sent, sie besass in jener Zeit mindestens 80 mozza Aecker.*" Während in diesem Fall das Ackerland als Wohlstands-Massstab in den Vordergrund gestellt wird, so diente dem Chronisten ein andermal eine grosse Viehhabe für den gleichen Zweck. Die Unterengadiner Landwirtschaft scheint keinen Reichtum par excellence gekannt zu haben.

Diese Feststellung hat zwei Konsequenzen. Die erste, gewissermassen die aussenpolitische, ist die Tatsache, dass es schwierig sein wird, unser Tal in eine nach dem Kornland-Hirtenland-Schema angefertigten Wirtschaftskarte einzuordnen. Die zweite betrifft die inneren landwirtschaftlichen Verhältnisse des Unterengadins. Man kann nämlich feststellen, dass sich die beiden Sektoren in ihrer Form gegenseitig prägten.

2. Ackerbau und Viehzucht: wechselseitige Beeinflussung

So wurde der Getreidebau fast ausnahmslos kontinuierlich auf denselben Parzellen betrieben, ohne dass sie längere Zeit brachgelegen oder in einer bestimmten Rotation in Wiesen umgewandelt worden wären. Dieses sogenannte System des "*ewigen Baugrunds*" konnte nur mit einer intensiven Düngung aufrechterhalten werden, die wiederum bloss durch eine in relativ grossem Massstab betriebene Viehwirtschaft gewährleistet werden konnte. Einen recht guten Beleg für diesen Zusammenhang liefern uns andere europäische Gegenden mit permanentem Getreidebau, zum Beispiel die Atlantikküste, aber auch Berggebiete in Frankreich und Deutschland: überall scheint eine namhafte Viehwirtschaft Bedingung für dieses System gewesen zu sein⁵.

5) Clifford Thorpe SMITH, An Historical Geography of Western Europe before 1800. London und New York 1978, S. 195, 208, 211-218.

Die wichtigste Arbeit auf den Aeckern, das *Pflügen* im Frühling und Herbst, wurde im Unterengadin häufig in kooperativer Form verrichtet. Zwei Haushalte schlossen sich zusammen, jeder brachte seinen Ochsen, welche man zuerst vor den Vorpflug, dann vor den Nachpflug - beides übrigens sehr einfache und leichte Konstruktionen - spannte. Auf diese Weise bestellte man nacheinander die Felder der beiden Haushalte, die natürlich nach Möglichkeit ungefähr gleich gross sein mussten, damit es nicht zu Ungleichgewichten und damit zu Spannungen im verwandtschaftlichen oder nachbarschaftlichen Sozialgefüge kam. Dieses Zusammenspannen (romanisch: "far quadria" oder "metter a pêr") funktionierte vor allem bei den mittleren Bauern: die ganz reichen hatten es nicht nötig, und für die Armen war es nicht möglich. In unserem Zusammenhang ist nun der Umstand von Bedeutung, dass die Mittelschicht, welche ein halbes Pfluggespann besass, relativ gross war. Dies verdankte sich nicht zuletzt der gewichtigen Viehwirtschaft, welche eine breitere Verteilung der Zugkräfte mit sich brachte als in vielen spezialisierten Getreidegebieten mit ihren notorischen Abhängigkeiten zwischen "manouvrier" und "laboureur"⁶.

Der dritte Zusammenhang, auf den ich hinweisen möchte, ist nicht ein funktionaler wie beim System des "ewigen Baugrunds" oder ein sozialer wie beim eben genannten Zusammenspannen. Es handelt sich vielmehr um eine historisch gewachsene Beziehung zwischen Getreidebau, dörflicher Siedlungsweise und *Form der Alpwirtschaft*. In den Altsiedelgebieten Graubündens, zu denen das Unterengadin gehört, war der Ackerbau mindestens seit dem Frühmittelalter überall ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor. Die Siedlungsweise in diesen Altkulturgegenden tendierte zur dörflichen Anlage, sei es wegen des historischen Alters, sei es wegen der intensiven Nutzung. In der hochmittelalterlichen Ausbauperiode kam es dagegen manchenorts zu stark viehwirtschaftlich geprägten Streusiedlungen in beträchtlichen Höhen, wo die Distanz zur obersten Nutzungszone nurmehr klein war. Es ist daher ziemlich folgerichtig, dass sich hier das System der Einzelsennerei entwickelte, wo die Alpwirtschaft praktisch der verlängerte Arm der einzel-

6) Vgl. z.B. Henri MENDRAS, *Sociétés paysannes. Eléments pour une théorie de la paysannerie*. Paris 1976, S. 69; für die Schweiz: Markus MATTMÜLLER, *Bauern und Tauner im schweizerischen Kornland um 1700*. In: *Schweizer Volkskunde. Korrespondenzblatt der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde*, Heft 4, 70. Jg., 1980, S. 56.

nen, verstreuten Hauswirtschaften war. Rechtlich gaben sich diese individualistischen Alpenbenutzer die Form der Privatkorporation mit festgesetzten und handelbaren Kuhrechten. Ganz anders entwickelte sich die Alpwirtschaft in den traditionellen Agrarlandschaften wie dem Unterengadin. Hier war die soziale Kohäsion wesentlich höher, was die kommunale Alpwirtschaft zusammen mit genossenschaftlich-zentralisierter Sennerei begünstigte⁷. Zu den gemeindeeigenen Alpweiden hatte prinzipiell jeder Bauer Zugang, der im Dorf auch die nötigen Wiesen für die Winterung seines Viehs besass. Zwischen Dorf und Alp war nicht nur die räumliche Distanz vergleichsweise gross, sondern auch der soziale Abstand: Die von den Genossenschaften jeweils für den Sommer angestellten Älpler waren kollektive Knechte der Bauern, welche die Zweitrangigkeit eines Knechtdaseins gut kannten, ohne den Vorteil einer familiär-vertrauten Beziehung zum Meister zu haben. Die Älpler und die übrigen Gemeindegirten - zusammen waren das pro Dorf etwa 30 Personen oder knapp 5 % der Bevölkerung - bildeten ein eigentliches ländliches Proletariat. Im Winter mussten sie sich mit allerlei wenig lukrativen Berufen über Wasser halten, die von der Tagelöhnerie über das Störhandwerk bis zum Betteln reichten; die glücklichen unter ihnen besaßen noch ein bisschen Boden und konnten die Armut auf diese Weise unter Kontrolle halten. Aber alles in allem machten diese Hirten gesellschaftlich keine Parade: es ist schlecht vorstellbar, wie gerade diese unscheinbare Berufskategorie einer recht stolzen Agrarregion den Stempel aufdrücken sollte. Zum Hirtenland gehörte das Unterengadin jedenfalls nicht.

7) Zu diesem Zusammenhang: Richard WEISS, Das Alpwesen Graubündens. Zürich-Erlenbach 1941, vor allem S. 86-95, 163-175; Martin BUNDI, Zur Besiedlungs- und Wirtschaftsgeschichte Graubündens im Mittelalter. Chur 1982, vor allem S. 57 ff., 537 ff., 549 ff..

3. Voraussetzungen und Begleiterscheinungen der Selbstversorgung

Wir haben bisher das Verhältnis von Ackerbau und Viehwirtschaft untersucht, vorerst in quantitativer Hinsicht, dann in ihrer gegenseitigen Bedingtheit. Nun möchte ich noch etwas zu den Voraussetzungen und Begleiterscheinungen dieses alpinen Wirtschaftssystems sagen.

Eine wichtige Voraussetzung für den Getreidebau auf dieser Höhe war das kontinentale *Klima* des Unterengadins mit seiner typischen Trockenheit und seinen relativ hohen Sommertemperaturen. Trotz dieser verhältnismässig günstigen Ausgangslage musste sich der Ackerbau natürlich den alpinen Verhältnissen anpassen, zum Beispiel in der Auswahl der Getreidesorten (Roggen, in höheren Lagen Gerste) oder bei der Standortbestimmung der Ackerterrassen. Es gab auch verschiedene Arbeitstechniken, welche mit dem marginalen Klima zusammenhingen. So beschleunigten die Bauern im Frühling das Wegschmelzen der Schneedecke, indem sie die Aecker mit Asche oder Erde bestreuten. Wenn im Frühsommer vor allem der Roggen durch den Morgenfrost bzw. den schnellen Temperaturanstieg bei Sonnenaufgang gefährdet war, wurden die Felder durch Rauchentfaltung geschützt. Im Herbst schliesslich gab es verschiedene Methoden, um das Getreide bei der Ernte nachreifen zu lassen.

Das inneralpine Klima und die daran angepassten Technologien hätten nicht gereicht, um den Ackerbau in dieser Region zu halten, wenn nicht ein ausgeglichenes Handelsnetz und ein allgemein geringer Kommerzialisierungsgrad hinzugetreten wären. Das Unterengadin befand sich in einer Mittelstellung zwischen den tiefer gelegenen, mehr an Getreidebau orientierten Gegenden des Vintschgaus und des Unterinntals und den höheren, mehr viehwirtschaftlich ausgerichteten Regionen Oberengadin und Davos. Es hatte deshalb für beide Sektoren seiner Landwirtschaft gewisse Exportmöglichkeiten. Das Unterengadin befand sich aber auch zwischen den grossen tirolischen und bündnerischen Passstrassen und lag damit abseits von diesen wichtigen Faktoren der alpinen Kommerzialisierung. Tatsächlich war die *familiäre Selbstversorgung* in unserer Gegend das dominierende Wirtschaftsziel der Bauern. Ich habe eingangs die Haushaltsstatistik von 1808 erwähnt, welche sich auf eine hypothetische Familie "mittleren Standes" bezog, in Wirklichkeit aber - wie wir wissen - einen gehobenen Standard wiedergab. Nach dieser Statistik gelangte bloss

ein Zehntel der Kornernte wirklich auf den Markt; etwa 20 % wurden zur Naturalentlohnung von Hirten, Tagelöhnern, Störhandwerkern und Gemeindeangestellten verwendet, sie zirkulierten also in einem engen sozialen System; der grösste Teil, nämlich rund 70 %, blieben in der eigenen Familie. Bei den gewöhnlichen Bauern dürfte dieser selbst konsumierte Anteil der Getreideernte sogar noch stärker ins Gewicht gefallen sein. Auch die Vieh- und Alpwirtschaft war primär an der Deckung des eigenen Bedarfs orientiert, was sich u.a. darin ausdrückte, dass man nicht einen exportfähigen Fettkäse herstellen liess, sondern der Magerkäserei mit ihren vielfältigen Endprodukten den Vorzug gab.

Eine einigermaßen funktionsfähige Subsistenzwirtschaft setzt voraus, dass die wichtigen Sektoren der Ökonomie in jedem einzelnen Bauernhof repräsentiert sind. Wenn man die erwähnten dörflichen Güterlisten des 17. und 18. Jahrhunderts durchsieht, kann man feststellen, dass dies in der Tat in erstaunlichem Ausmass der Fall war. Es gab praktisch keinen Haushalt, der *nur* Äcker oder *nur* Wiesen besass. Es gab zwar erhebliche Besitzunterschiede, aber das Verhältnis von Getreideparzellen und Heugütern war mit geringen Abweichungen überall dasselbe.

Zu einer diversifizierten, auf Selbstversorgung bedachten Landwirtschaft gehörte auch eine vielfältige *Hauswirtschaft*, die ich hier nur flüchtig skizzieren kann. Die meisten Unterengadiner Häuser besaßen einen Garten und zwei oder drei Vorratsräume. Ausser dem Brotbacken, das einige Frauen im Dorf gegen Entschädigung übernahmen, wurden praktisch alle Lebensmittel in der Familie selber hergestellt. Die häusliche Textilproduktion ging im 18. Jahrhundert zurück, war aber am Ende unserer Periode immer noch dominierend. Auch die anderen Sachgüter, welche der Haushalt benötigte, wurden zu einem beträchtlichen Teil von den Familienmitgliedern produziert.

Diese relative Geschlossenheit des Wirtschaftslebens hatte natürlich *kulturelle Folgen*. Ich möchte hier nur eine erwähnen, welche heute wieder vermehrt diskutiert wird: die romanische Sprache. Es ist keineswegs zufällig, dass das Unterengadin zu denjenigen Regionen gehört, welche der säkularen Germanisierung Graubündens den hartnäckigsten Widerstand geleistet haben. Die andere wichtige romanische Gegend liegt bekanntlich in der Surselva, deren traditionelle Ökonomie mit der unterengadinischen in vielen Belangen vergleichbar ist.

4. Ein Blick auf den schweizerischen Alpenraum

Damit möchte ich zum Schluss noch einen Blick auf den weiteren schweizerischen Alpenraum werfen.

Richard Weiss unterschied vor 25 Jahren in seinem Buch über *Häuser und Landschaften der Schweiz* fünf grössere Natur- und Wirtschaftszonen, nämlich den Jura, das Mittelland, das nordalpine, inneralpine und südalpine Gebiet⁸. Die Nordabdachung der Alpen mit ihrem feuchten Klima charakterisierte er als Zone vorwiegender Viehwirtschaft mit alpwirtschaftlicher Ausprägung. Im niederschlagsärmeren inneralpinen Gebiet sah er eine selbstversorgerische Mehrzweckwirtschaft, die sich auf Viehwirtschaft, Ackerbau und im Wallis sogar auf Weinbau stützte. Für die südalpine Zone seien die (der inneralpinen Mehrzweckwirtschaft verwandten) Doppelkulturen typisch, nämlich die gleichzeitige Verwendung desselben Grundstücks zum Beispiel für Wein- und Ackerbau. Diese bestechend analytische Einteilung hat für den Wirtschaftshistoriker den Nachteil, dass sie im einzelnen zu wenig konkret ist. Wie auf Abbildung 2 ersichtlich, zog

Abbildung 2: Natur- und Wirtschaftszonen der Schweiz nach Richard Weiss (aus: Häuser und Landschaften der Schweiz, S. 189)



8) Richard Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz. Erlenbach-Zürich 1973 (erste Auflage 1959), S. 188 f.

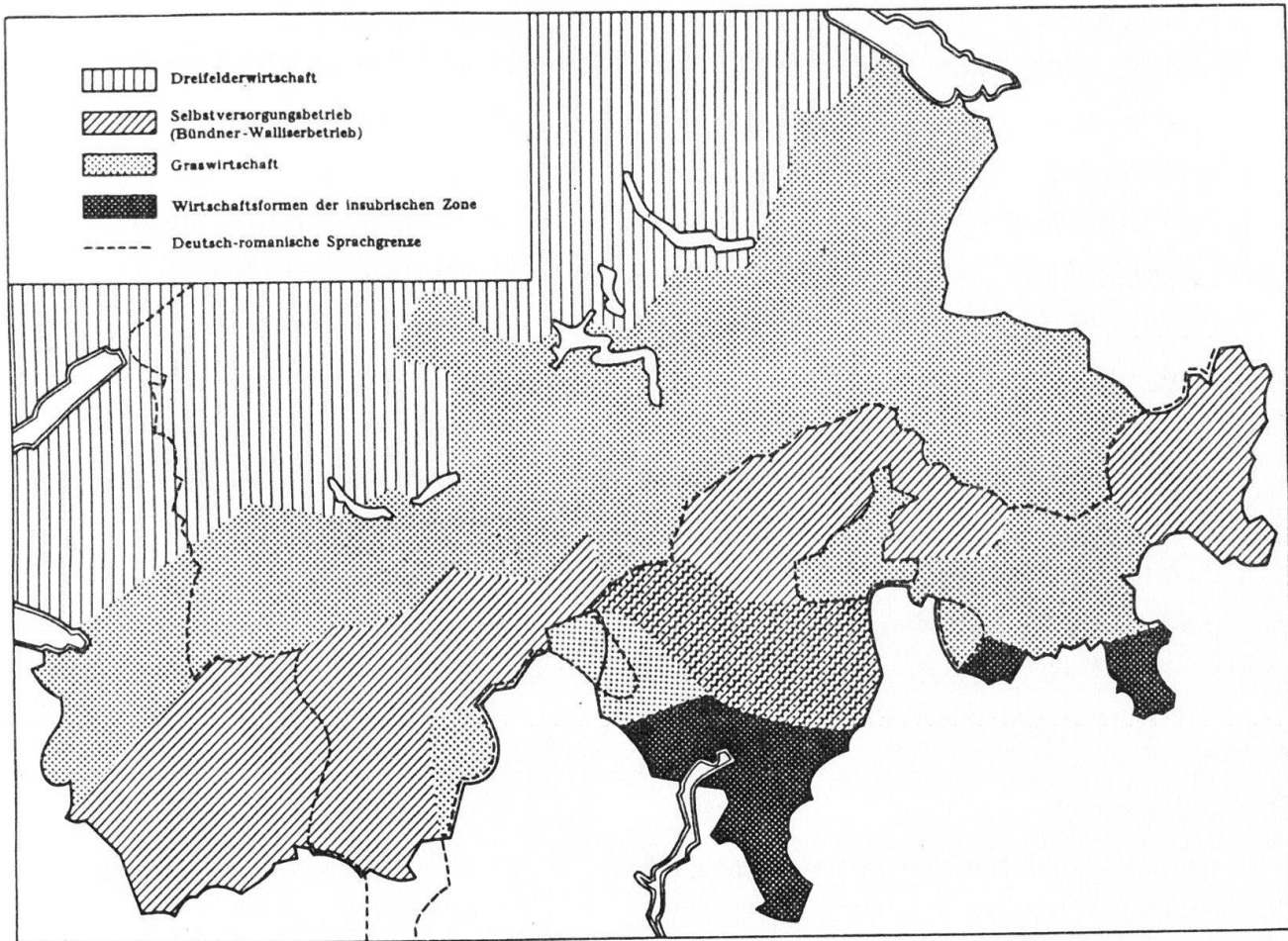
Weiss die Grenzlinien nach geografischen Kriterien; die wirtschaftlich-kulturellen Zonen sind bloss mit schematischen Streifen angedeutet.

Eine konkretere Kartografierung der alpinen Wirtschaftsformen hat *Konrad Huber* in seiner 1944 erschienenen Dissertation *Ueber die Histen- und Speichertypen des Zentralalpengebietes* versucht⁹. Er geht von zwei Haupttypen aus, nämlich von der "Graswirtschaft" und vom alpinen "Selbstversorgungsbetrieb", den er auch "Bündner-Walliser-Betrieb" nennt. Die Verbreitung dieser Wirtschaftstypen verdanke sich vor allem klimatischen Verschiedenheiten und dem unterschiedlichen Anschluss an Verkehrs- und Handelswege. Zur Selbstversorgungszone zählt er, wie aus Abbildung 3 hervorgeht, den grössten Teil des Wallis; im Tessin den Sopraceneri, wo sich die Wirtschaftsform stark im Rückgang befinde; in Graubünden schliesslich die Mesolcina mit Calanca, das Bündner Oberland, Romanisch Mittelbünden, das Unterengadin mit Samnaun und das Münstertal. Diese Wirtschaftskarte beruht vor allem auf Erhebungen und Beobachtungen aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts¹⁰. Für den Historiker hat sie nicht nur den Nachteil des späten Erfassungszeitpunkts, sondern sie ist auch mit einem relativ bescheidenen Aufwand an wissenschaftlichen Kriterien gezeichnet worden. Huber interessierte sich ja in erster Linie für linguistische Phänomene.

9) Konrad HUBER, Ueber die Histen- und Speichertypen des Zentralalpengebietes. Eine sach- und sprachgeschichtliche Untersuchung. *Romanica Helvetica*, Vol. 19. Genève und Erlenbach-Zürich 1944, S. 21 ff..

10) Hauptsächlich auf Eugen PARAVICINI, Die Bodenbenutzungssysteme der Schweiz in ihrer Verbreitung und Bedingtheit. Ergänzungsheft Nr. 200 zu "Petermanns Mitteilungen", Gotha 1928, sowie auf der Anbaustatistik der Schweiz von 1929.

Abbildung 3: Wirtschaftsformen des Zentralalpengebiets nach Konrad Huber
(aus: Ueber die Histen- und Speichertypen des Zentralalpengebietes, Karte 3)



So könnte man für das 18. Jahrhundert beispielsweise darauf hinweisen, dass der Getreidebau auch weit ins Oberengadin hinaufreichte, oder dass es im Albulatal eine beträchtliche Anzahl Äcker gab, nach der Meinung eines Zeitgenossen waren es eher zu viele als zu wenige¹¹. Beide Regionen sind in der Karte unter der Graswirtschaft eingeordnet. Andererseits war das Oberhalbstein schon damals nicht wirklich selbstversorgerisch. In einem Bericht von 1806 heisst es, die "*gesegnetste Erndte*" reiche nicht aus, um den Bedarf der Talbevölkerung zu decken. Dieser sei freilich auch recht gross, weil man sich mehrheitlich von Brot und Mehlspeisen ernähre. Die Region importiere deshalb alljährlich beträchtliche Mengen Korn, Reis und Kastanien aus Italien¹².

Es geht hier nicht darum, eine bessere Wirtschaftskarte des frühneuzeitlichen Alpenraums vorzuschlagen. Meine Ausführungen sollen bloss deutlich machen, dass eine *differenziertere Sicht der alpinen Agrarlandschaften* möglich und nötig wäre. Wichtige Kriterien für ein solches Vorhaben sind die Rolle des Ackerbaus im Vergleich zur Viehwirtschaft, sowie das (häufig damit verbundene) Ausmass der Selbstversorgung¹³. Erst wenn man diese und andere Faktoren relativ präzise erfasst hat, wird man über genauere Abgrenzungen diskutieren können.

Als Karl Victor von Bonstetten 1779 im Saanenland seine "*Briefe über ein Schweizerisches Hirtenland*" schrieb¹⁴ und damit eine neue Definition der Alpen in die Literatur einführte, gehörten grosse Teile unseres Alpen-

11) Der neue Sammler, ein gemeinnütziges Archiv für Bünden. Herausgegeben von der ökonomischen Gesellschaft daselbst. Chur, 3. Jg., 1807, S. 221 ff.; 5. Jg., 1809, S. 209 ff.; 6. Jg., 1811, S. 295 ff..

12) Der neue Sammler, 2. Jg., 1806, S. 439 ff..

13) Das Ausmass von Selbstversorgung bzw. Kommerzialisierung lässt sich am blossen Vorhandensein ländlicher Märkte nicht abschätzen, solange man ihre Funktionen und ihr Volumen nicht kennt (jährliche Einzugsmärkte für den Viehexport, Wochenmärkte zur Getreideversorgung usw.). Der instruktive Ueberblick von Hans Conrad PEYER, Die Märkte der Schweiz in Mittelalter und Neuzeit. In: Könige, Stadt und Kapital. Aufsätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters, Zürich 1982, hilft in dieser Hinsicht kaum weiter. Im Unterengadin gab es um 1650 4, um 1750 5, um 1800 11 Viehmärkte; sie hatten auch am letztgenannten Zeitpunkt wegen ihres kleinen Volumens noch wenig Gewicht. Die starke Zunahme der Viehmärkte im späten 18. Jahrhundert scheint übrigens in Graubünden eine allgemeine Erscheinung gewesen zu sein (darauf deuten die Meldungen in den Bundestagsprotokollen, Staatsarchiv Graubünden).

14) Die französischen "Briefe" wurden 1781 erstmals in deutscher Uebersetzung publiziert; vgl. Heinrich ZSCHOKKE's Gesammelte Schriften, 3. Abteilung, Band 5, Aarau 1854, S. 367.

raums noch gar nicht zur "Schweiz". Graubünden und das Wallis, eidgenössisch seit 1803 bzw. 1815, beanspruchen heute vom Gesamtterritorium der (im engeren Sinn) alpinen Kantone nicht weniger als drei Viertel. Trotzdem scheinen sie sich noch immer am Rand der mittelländischen Optik zu befinden. Für den Historiker, der sich mit der frühneuzeitlichen Agrargeschichte befasst, sind sie vielleicht deshalb nie besonders attraktiv gewesen, weil ihre Geschichte weniger tiefgehenden Wandlungserscheinungen unterworfen war als das Hirtenland, und weil sie weniger intensive Beziehungen zum Mittelland knüpften. Dafür können uns die Bauern der inneralpinen Täler zeigen, dass es auch andere Möglichkeiten gab, mit einer harten Umwelt zu leben¹⁵.

15) Am Jahreskongress der Schweizerischen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte bestätigte u.a. Prof. Markus Mattmüller, das Hirtenland-Konzept sei zur Umschreibung der Alpen in ihrer Gesamtheit wissenschaftlich nicht mehr haltbar. Man ist gespannt, wie lange das eingängige, auch folkloristisch tief verwurzelte Klischee die historische Literatur noch prägen wird.

